

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 9

Artikel: Löwenzahn
Autor: Lehmann, Hans-Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lesen lernen

sie so viel Gewicht darauf, im Beginn des Leseunterrichts das Wesen der Lautschrift zu ignorieren? Spielt hier vielleicht eine unbewußte romantische Sehnsucht nach vergangenen Formen der Zivilisation eine Rolle? Da wäre es doch gut, sich wieder einmal bewußt zu machen, was für ein ungeheuerer Fortschritt in der Überwindung des Systems der Wortzeichen zugunsten des Systems der Lautzeichen liegt.

Nachteiliger Umweg

Es ließe sich leicht aufweisen, warum der Umweg über die Fiktion der Ganzheit des geschriebenen Wortes im Prozeß des Lesenlernens mit innerer Notwendigkeit bei vielen Kindern zu ernstlichen Störungen des Lernprozesses führen muß. Indessen wollen wir hier davon absehen (eine Illustration dazu gibt der vorstehende Aufsatz von Dr. Hans Zantop, Red.) und uns den tatsächlichen Auswirkungen der Methode zuwenden.

Nach dem Zeugnis von Kinderärzten, Jugendpsychiatern, Erziehungsberatern und Sprachheillehrern darf heute als erwiesen gelten, daß die Zahl der Legasthenie-Fälle überall dort ansteigt, wo die Kinder der Ganzheits-Lesemethode ausgesetzt werden. Diese Tatsache allein wäre Grund genug, die Methode als Irrweg kenntlich zu machen und auf ihre weitere Anwendung zu verzichten.

Auch wo die Methode nicht zur Entstehung eigentlicher Legasthenie entscheidend beiträgt, sind ihre Auswirkungen oft fragwürdig und für die geistige Entfaltung der Kinder nachteilig. Sie stiftet mindestens Verwirrung, verlängert unnötigerweise den Vorgang des Lesenlernens und zwingt sehr viele Eltern dazu, ihren Kindern selbst Leseunterricht zu erteilen.

**Vermeintlicher Kampf
gegen die Finsternis**

Der Strom der Bedenken und der fachmännischen Feststellungen über fragwürdige und schädliche Folgen der Ganzheitsmethode schwollt an, aber bis heute hat er die Front der Lehrer, die sich ihr verschrieben ha-

ben, nicht zum Wanken gebracht. Diese halten unbeirrt an der vermeintlichen Errungenschaft fest, als ob es gälte, das Licht der Wahrheit gegen die Mächte der Finsternis abzuschirmen. Welches sind die Gründe, auf die sie sich stützen?

Zunächst einmal scheinen sie sich darauf zu verlegen, andringende Kritik nach Möglichkeit zu überhören. Oder sie melden Zweifel an der Redlichkeit und an der fachlichen Zuständigkeit der Kritiker an. Was trotz solcher Abwehrbewegungen nicht zu überhören ist, wird etwa mit dem Hinweis kommentiert, ungünstige Ergebnisse seien möglich, aber nur bei Lehrern, welche die Methode nicht genügend beherrschen. Man versucht also, die Methode als solche dadurch zu retten, daß alle Mißerfolge auf unangemessene Anwendung zurückgeführt werden, und man versteigt sich gelegentlich sogar zu der Behauptung, jede Methode sei nur soviel wert wie der Lehrer, der sie anwende.

Dem wäre doch wohl entgegenzuhalten, daß eine Unterrichtsmethode, die nur in der Hand von gründlich ausgebildeten Spezialisten zu positiven Ergebnissen führt, nicht allgemeinverbindlich erklärt werden dürfte.

Im weiteren wird der Sinn der Kritik dahin umgedeutet, daß gesagt werde, die Methode sei zu «schwierig», sie verlange zuviel von den Kindern. So ist es aber gewiß nicht gemeint. Sie ist nicht zu schwierig, sondern in der Grundkonzeption dem Lernprozeß nicht angemessen. Nur insofern verlangt sie von den Kindern «zuviel», als sie ihnen zumutet, trotz den Erschwerungen eines unnötigen Umweges dennoch lesen zu lernen.

Daß die überwiegende Mehrheit der Schulkinder auch auf dem Wege über die Ganzheitsmethode schließlich einmal dazu gelangen, ganz ordentlich zu lesen, sei gerne zugestanden. Daraus läßt sich aber kein Verdienst der Methode ableiten. Die Tatsache zeigt nur, daß es unter den Bedingungen der heutigen Zivilisation schwierig ist, normale Kinder daran zu hindern, das Lesen zu erlernen.

**Erzählung von
Hans-Rudolf Lehmann**

Aus dem hellen Grün der Wiese leuchteten tausend gelbe Sonnen.

Stefan kniff die Augen zusammen: da verschwammen die Sonnen zu einem gelben Meer.

Er beugte sich zu ihnen nieder, sog ihren Duft ein und fuhr mit den Fingern behutsam über eine von ihnen: sie fühlte sich kühl und samten an, und ihre Berührung erzeugte auf der Haut ein unmerkliches Prickeln. Als er die Fingerbeeren ansah, waren sie an einigen Stellen gelb überpudert, und im matten Gelb des Blütenstaubs zeichnete sich deutlich das verschlungene Muster der Hautrillen ab.

Stefan beschloß, die Sonnen auch von unten zu betrachten. Vorsichtig legte er sich auf den Rücken und verschränkte die Arme unter dem Kopf. In seinem Gesichtsfeld herrschte eine von grünen Schatten durchzitterte Dämmerung. Neben seinen Schläfen türmte sich ein strotzendes Dickicht aus Löwenzahnblättern auf; es wurde von schlanken Schäften durchstochen, auf denen die Blütensonnen thronten, umkränzt von stachligen Halskrausen. Hinter den Grasrispen und dem Gewirr der Löwenzahnblätter, die sein Gesicht beschatteten, zeigte sich stückweise der Frühlingshimmel, und vor dessen verwaschenem Blau schwankten, verschwindend und wieder auftauchend, die gelben Blüten sachte hin und her, wie wenn sie in die laue Luft geheime Zeichen schreiben wollten.

Stefan knickte mit zwei Fingern einen Schaft: da stürzte lautlos eine Sonne aus dem Himmel und blieb mit zerrauften Blütenblättern auf seinem Hemd liegen. Als er sich auf die Seite wälzte, um aufzustehen, rutschte die tote Sonne, den Stengel hinter sich herziehend, ins niedergedrückte Gras. Er entdeckte noch andere, die das Gewicht seines Körpers zerquetscht hatte: sie klebten am Boden, und aus den Stengeln, die an den Knickstellen aufgeschlitzt waren, quoll ein zähflüssiger Saft.

Es kam Stefan in den Sinn, daß man über die toten Sonnen eigentlich

Löwenzahn

eine Handvoll Erde streuen müßte, damit sie begraben wären. Aber heute hatte er dafür keine Zeit: er wollte ja für Christine einen Blumenstrauß pflücken.

Er hatte ihr in diesem Frühling schon Sträuße von Waldanemonen, Schlüsselblumen, Wiesenschaumkraut und Aprilglocken gebracht; heute war der Löwenzahn an der Reihe. Er streifte mit den Handballen die Grashalme und Blütenreste von seinen Hosen. Er dachte an Christine.

Wenn er sie besuchte, saß sie meistens, irgendeine Arbeit verrichtend, in der Küche auf einem Stuhl. Sie nickte ihm zu und tätschelte zur Begrüßung seine Wangen, während er den Strauß noch hinter dem Rücken verbarg. Er atmete begierig den Kampfergeruch ein, der aus den Falten ihres Rockes drang. Nach einer Weile legte er wortlos und ein wenig verlegen den Strauß auf den Tisch, vielleicht neben den Bohnenhaufen oder neben die Schüssel, in deren trübem Wasser ein paar geschälte Kartoffeln lagen, die aussahen wie rundgeschliffene, gelbe Steine im Bach. Christine lachte vor Freude, schlurfte zum Küchenschrank und holte einen blau glasierten Steingutkrug vom obersten Tablar herunter. Sie ließ am Schüttstein Wasser ins Gefäß laufen: manchmal traf der Strahl zischend dessen Rand, und dann sprühte ein feiner Regen durch die Küche und benetzte Stefans Gesicht. Er schaute zu, wie Christine eine Blume nach der andern in den halbvollen Krug stellte, so daß sich, schwebend über dessen Bauchung, ein wohlgeordneter Blütenkranz bildete. Wenn sie die letzte Blume in den Kranz gereiht hatte, schob sie den Krug in die Mitte des Tisches und lachte wieder.

Stefan stand mitten in der Wiese; er dachte an Christine: er hatte ihr kollerndes Lachen in den Ohren, er spürte auf der Zunge den säuerlich-süßen Geschmack gedörرter Zwetschgen, und ein Geruch nach Kampfer war in der Luft. Er nahm sich vor, für Christine einen Strauß zu pflücken, der an Größe und Pracht alle

bisherigen Sträuße übertreffen sollte. Immer tiefer in die Wiese eindringend, suchte er sich die kräftigsten Stengel mit den schönsten Blüten aus: er brach sie dicht über der Blattrosette ab, damit sie in ihrer ganzen Länge erhalten blieben.

Der Strauß wuchs: die gelben Sonnen vereinigten sich unter Stefans Kinn zu einer großen Halbkugel. Bald vermochten sich Daumen und Zeigefinger nur noch knapp um das Bündel der hohlen Schäfte zu spannen, und es kam der Augenblick, wo er die Blumen mit dem Unterarm an die Brust pressen mußte, damit sie ihm nicht entglitten.

Ein wenig später gab Stefan sich mit der Größe des Straußes zufrieden. Er watete durchs Gras zur Straße zurück. Sorgsam Schritt vor Schritt setzend, wandte er sich dem Dorfe zu. Vor ihm her ging sein Schatten, der des hohen Sonnenstandes wegen von gedrungener Form war. Aus der Mitte des Schattens ragte ein unregelmäßig gebuchteter Buckel: das war der Schatten des Straußes.

Ein pflügender Traktor holperte über den Acker, der sich vom Ende der Wiese bis zu den ersten Häusern des Dorfes erstreckte. Die Pflugschar fraß sich durch die Erde und zerschnitt sie in große Schollen, die seitwärts übereinanderstürzten und ihre feuchte Unterseite nach oben kehrten. Ständig erweiterte der Traktor die dunklere Fläche des Ackers, und es sah aus, als entrolle er mit seinem ratternden Hin und Her allmählich einen grob gewobenen, violettbraunen Teppich über der immer kleiner werdenden Fläche der ungepflegten Erde. Auf dem Traktor saß in vorgebeugter Haltung ein Mann; er trug blaugestrichelte Hosen und klobige Schuhe.

Als der Traktor fast bei der Straße angelangt war, merkte Stefan, daß der Mann ihm etwas zuschrie; denn sein Mund öffnete und schloß sich in unregelmäßigem Rhythmus, und die Halssehnen traten bei jedem Wort wie straff gespannte Seile hervor. Aber der Mund kämpfte vergeblich



Illustration Toni Businge

Löwenzahn

gegen das Knattern und Dröhnen des Motors an: nur einzelne Laute drangen wie eine entfernte Radioansage durch den Lärm an Stefans Ohren.

Der Mann schrie und winkte immer noch; da senkte Stefan seinen Blick und ging weiter, den Strauß mit beiden Armen ans Hemd gepreßt.

Er kam zu den Häusern. Im dritten Haus wohnte die alte Christine. Vor dem Gartenzaun waren zwei Autos parkiert. Stefan ging um die Autos herum und stieß mit dem Fuß das Gartentor auf, das nur lose in den Angeln hing. Er marschierte über den Kiesweg und gelangte zur Haustür. Er drückte mit dem einen Ellbogen die Klinke nieder und stemmte sich gleichzeitig mit den Schultern gegen die Tür. Sie öffnete sich, und er trat in den kühlen Flur. Es roch nach Kampfer, Bodenwichse und verwelkten Blumen. Er lauschte.

Im Haus herrschte eine seltsame Unruhe: er hörte das Gepolter vieler Schritte, die sich näherten und entfernten; er vernahm ein dumpfes Stimmengewirr, das anschwellt und verebbte. Es war ihm bekommens ziemlich. Eine Weile nagte er ratlos an den Lippen; dann schlich er zur Küchentür und spähte durchs Schlüsselloch. Christines Stuhl war leer: seine glatt gescheuerte Sitzfläche sah aus wie ein blindes Gesicht. Auf dem Tisch stand der blaue Krug, in dessen Glasur sich als viergeteiltes, gleißendes Rechteck das Fenster spiegelte. Einige verwelkte Aprilglocken hingen mit eingerollten und braungefleckten Blättern über den Rand des Kruges hinaus.

Stefan begann sich zu fürchten: er verstand nicht, warum Christines Stuhl leer war. Er hörte Schritte. Als

er aufschaute, stand eine fremde Frau neben der Treppe, die zum ersten Stock hinaufführte, und musterte ihn mit feindseligen Blicken. Stefan sah, daß sie ein schwarzes Tuch um ihren Kopf geschlungen hatte. Er sagte mit leiser Stimme, in die sich ein trotziger Unterton mischte: «Ich will nämlich der Christine Blumen bringen.» Als die Frau immer noch schwieg, fügte er hinzu: «Ich bringe der Christine immer Blumen!»

Die Frau schüttelte den Kopf. «Du darfst Christine keine Blumen bringen», sagte sie, «Christine ist krank und liegt in ihrem Zimmer.»

«Wenn Christine krank ist», sagte Stefan entschlossen, «will ich ihr trotzdem die Blumen bringen.»

Die Frau zupfte ungeduldig am Knoten des schwarzen Tuches. Sie entgegnete mit heftiger Betonung: «Christine will keine Blumen. Sie ist krank. Sie will allein sein und schlafen. Geh jetzt heim und laß sie in Ruhe!»

Stefan haßte die Frau, die ihm den Zutritt zu Christine verwehrte. «Ich kenne die Christine!» rief er, indem er mehrmals eifrig nickte. «Und du kennst sie nicht, du hättest selber gerne die Blumen!» Er machte einige rasche Schritte auf die Frau zu und stieß hervor: «Ich will jetzt gleich der Christine die Blumen bringen!»

Die Frau trat ihm in den Weg, packte ihn am Kragen und zerrte ihn durch den Flur zur halboffenen Haustür. Stefan sträubte sich nur wenig gegen den harten Griff. Er drückte sein Gesicht in den Strauß, und die Tränen, die aus den Augen schossen, durchnäßten die Sonnen.

Die Tür flog auf; Stefan wurde über die Schwelle geschoben und blieb auf dem Kiesweg stehen. Er blinzelte ins Licht.

«Geh jetzt!» befahl die Frau. «Anständige Kinder brechen nicht in fremde Häuser ein.» Sie stieß ihn einige Meter vorwärts; dann ließ sie ihn los und eilte geräuschvoll atmend ins Haus zurück. Ihre Schritte verhallten hinter der zugeschmetterten Tür.

Stefan entdeckte, daß die Schäfte einiger Blumen geknickt worden waren. Es ging lange, bis seine Tränen versiegten.

Christine hatte ihm einmal die Wege gezeigt, über die man zu ihrer Kammer gelangen konnte. Er vergewisserte sich, daß niemand aus den Fenstern blickte; dann schlich er gebückt ums Haus herum und erreichte unbehelligt die Holztreppe auf der Hinterseite. Er stieg vorsichtig Stufe um Stufe empor. Bei jedem Knallen blieb er, von einem plötzlichen Angstgefühl überwältigt, während ein paar Sekunden stehen und horchte angespannt auf die Geräusche, die durch die klare Frühlingsluft zu ihm schwirrten. Er hörte wieder die Schritte und Stimmen aus dem Haussinnen; sie wurden überlagert von der Vielzahl der Straßengeräusche: dem fernen Rattern des Traktors, dem Kreischen einer Motorsäge, den schrillen Rufen eines Jungen, der sein Pferd antrieb, den zwitschernden und krächzenden Lauten vorbeifliegender Vögel.

Die Tür, die von der Laube ins erste Stockwerk führte, war nur angelehnt. Stefan drückte sie mit der Stirne auf. Er schlüpfte in eine staubige, von Dämmerung erfüllte Rumpelkammer. Er kletterte, seinen Strauß ängstlich ans Hemd pressend, über aufeinandergeschichtete Schachteln und gebündelte Zeitungen zur nächsten Tür. Dahinter mußte Christine liegen, den Kopf aufs zerwühlte Kissen gebettet, mit den Händen hilfesuchend über die Decke tastend. Die Stimmen waren nun ganz nahe: wenn Stefan das Ohr an die Tür legte, verstand er einzelne Wörter wie «Verlust», «Kosten tragen», «unbegreiflich».

Er begriff allmählich, daß alle Wörter sich um Christines Krankheit drehten; aber es gelang ihm nicht, ihren Sinn zu entschlüsseln.

Er setzte sich auf einen Korbstuhl, dessen Rohrgeflecht überall geborsten war: das stachlige Gewirr der Stäbchen glich ein wenig geköpften und zertrampelten Löwenzahnschäften. Er wollte warten, bis die Stimmen ver-

Sommerliche Lektüre

Helen Guggenbühl: Lilien statt Brot
Freddy Boller: Die Hölle der Krokodile
Hans Stauffer: St. Petersinsel
Ferdinand Kugler: Sie suchten den Frieden... und fanden ihn nicht

schwunden waren. Er spürte auf den nackten Knien die feuchten, weichen Löwenzahnblüten.

Im Licht, das durch ein winziges Fenster auf der Laubenseite sickerte, schwebten Staubkörnchen auf und nieder. Ab und zu blies Stefan seinen Atem in die schmale Lichtbahn: da wurde der feierliche Tanz der Staubkörnchen zu einem wirbelnden Gewimmel angefacht, das sich nur langsam beruhigte.

Er wartete lange, sah dem Stäubchentanz zu und horchte auf das Hin und Her der Schritte, auf das Raunen und Flüstern der Stimmen, die sich in unregelmäßigen Abständen zu einem dumpfen, beschwörenden Chor vereinigten, der ihn beklossen machte.

Als er zu spüren begann, wie das spitze Rohrgeflecht schmerhaft in seine Haut einschnitt, wurde der ein tönte Rhythmus der Schritte auf einmal energischer und zielbewußter; eine Tür fiel ins Schloß; die Schritte entfernten sich, die Stimmen verstummen. Jetzt war alles still.

Stefan klinkte mit dem Ellbogen die Tür auf und huschte in Christines Zimmer. Er hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß sie für ihn alle Türen unverschlossen lassen würde.

Nahe ans Fenster, dessen Vorhänge man gezogen hatte, war ein Bett gerückt; darin lag schlafend die alte Christine. Stefan wollte sie überraschen. Mit unendlicher Vorsicht näherte er sich dem Bett.

Christines Gesicht sah fremd und abweisend aus: eine weiße Binde spannte sich um den Kopf; die Lippen waren zusammengepreßt; zwei tiefe Furchen ließen von den Mundwinkeln zu den Nasenflügeln hinauf. Sie trug ein weißes Hemd, das Stefan sehr gefiel. Er rief leise: «Christine! Christine!»

Sie bewegte sich nicht.

Er sah, daß ihre Hände gefaltet auf der Bettdecke ruhten. Die Finger hatten sich aneinander festgehakt, als wenn sie ohne Stütze zerfallen müßten. Er rief dringlicher ihren Namen. Sie erwachte nicht. Er warf mit trot-

ziger Mine seinen Strauß aufs Bett: die zusammengeballte Masse der Löwenzahnblüten lockerte sich und zerfiel in unzählige gelbe Sonnen, die sich über das Gesicht und den Oberkörper der schlafenden Christine breiteten oder seitwärts über die Rundung des Körpers auf den Boden kollerten.

Allmählich erstarrte das Blütengewimmel zu unbeweglicher Buntheit. Ein Stiel hatte sich im Geflecht der Finger verfangen, so daß es aussah, als hätte Christine eben einen Löwenzahn gepflückt. Wie feiner Schnee sanken einige Samen mit flimmenden Haarkrähen auf den Boden oder nisteten sich in den Falten der Decke und in Christines Haar ein.

Stefan streifte mit dem Handrücken einige Blüten aus Christines Gesicht; ihre Stirn war kalt. Die Angst in ihm wuchs. Er faßte den liegenden Körper an den Schultern und versuchte, mit schwachen Kräften an ihm zu rütteln, während er unermüdlich «Christine! Christine!» rief. Christines Kopf wackelte ein wenig; ein paar Löwenzahnblüten rutschten aufs Bett hinunter.

Zärtliche Worte flüsternd, zog Stefan eines der geschlossenen Lider in die Höhe: das glanzlose, von durchsichtigem Schleim bedeckte Auge erschreckte ihn unsäglich. Er fürchtete sich vor der alten Christine: er fürchtete sich vor ihrer Steifheit, vor ihrem Auge, vor ihrem eingekniffenen Mund. Er wich an die Wand zurück und beteuerte in jammerndem Ton: «Ich bin's doch nur, der Stefan!» Und als sie nicht antwortete, rief er flehend: «Schau doch die Blumen, Christine, die schönen Blumen!» Ein entsetztes Schluchzen brach aus ihm hervor, und er rieb sich mit beiden Fäusten die Tränen aus den Augen. Da schien es ihm durch den Tränen-schleier, Christine lächle ihm zu, und er stürzte halb lachend, halb weinend zum Bett zurück und wollte sie ungestüm umarmen. Doch die Kinnbinde verschob sich, und Christines Unterkiefer klappte hinunter, und da lag sie nun mit offenem Mund, und ihr

Gesicht glich einer grinsenden Fasnachtsmaske.

Stefan schrie gellend auf. Er floh. Seine Schuhe zertraten die Blüten, die auf dem Boden verstreut waren. Das Haus erdröhnte von stampfenden Schritten. Die Tür wurde aufgerissen; er prallte gegen die fremde Frau. Sie stand, nach Atem ringend, auf der Schwelle und starre ins Zimmer, aufs Bett, auf Christine; sie stammelte fassungslos: «Um Gottes willen! Um Gottes willen!»

Er entschlüpfte dem Zugriff ihrer Hand, schoß an ihr vorbei, polterte, von der Angst gehetzt, die Treppe hinunter, geriet in Zimmer, die er nicht kannte, kehrte um, riß in der Eile einen Stuhl zu Boden, seine Schuhe klapperten durch den dämmrigen Flur, er stieß die Haustür auf, erreichte das Freie, rannte über den Kiesweg, rannte an den zwei Autos vorbei, in deren Chromteilen sich die Nachmittagssonne spiegelte. Und während er floh, hörte er die Frau hinterherschreien, hörte erregtes Hundekläff, sah Leute, die erstaunt ihre Köpfe nach ihm umdrehten; aber er achtete nicht darauf: er sah vor sich Christines starres Gesicht, die hängende Kinnlade, das glotzende Auge, und vor dieser schrecklichen, schweigenden Christine floh er.

Er kam zur Wiese: er rannte ins Gras hinein; die Blüten wogten um seine Hüften. Er warf sich auf den Boden nieder, und die Welt wurde grün und gelb, und diese Welt verstand er wieder: er konnte sich mit den Fingern in sie hineinwühlen, er konnte sie betasten, riechen, schmecken, und sie blieb, wie sie war: grün und gelb und duftend. Nichts hatte sich in ihr verändert.

Er atmete ruhiger. Warum war er eigentlich geflohen? Er dachte an Christine: sie würde erwachen, die verstreuten Blumen auf ihrem Bett einsammeln und in den blauen Krug stellen. So mußte es sein; das war der unverrückbare Lauf der Welt. Er rieb sich mit den Hemdärmeln die Augen trocken und beschloß, Christine schon bald wieder einen Strauß zu bringen.